



»Die guten Seiten der Zukunft«

39. Folge

Die Zukunft unserer Wälder

Ein Essay von Josef H. Reichholf

Anmoderation Manuel Schneider

Hallo zusammen – willkommen zu einer weiteren Folge unseres oekom podcast. Am Mikrofon ist Manuel Schneider.

Heute soll es um die Zukunft unserer Wälder gehen. Sie bedeuten für jeden/jede von uns etwas anderes: Für die einen ist der Wald ein wichtiger Klimaschützer, für andere ein Raum der Erholung oder sportlichen Betätigung, für die nächsten ein wirtschaftliches Gut, das vor allem Holz zu liefern hat. Aber ganz gleich, wie und wofür man ihn nutzt: Der Wald ist ein faszinierender Lebensraum, den wir uns mit einer Vielzahl an Tieren und Pflanzen zu teilen haben.

In seinem jüngsten Buch »Waldnatur« nimmt uns der bekannte Zoologe und Ökologe Josef Reichholf mit auf eine Reise in heimische Wälder. Er durchwandert urwaldartige Auwälder und eher langweilig geratene Fichtenforste; erkundet den blühenden Frühsummer ebenso wie den vermeintlich kargen Winter; blickt zurück in die Geschichte der Waldnutzung und voraus in die ungewisse Zukunft vieler Baumarten. Indem er das große Ganze ebenso betrachtet wie mikroskopisch kleine Vorgänge, die sich unserer Wahrnehmung weitgehend entziehen, macht er die ganze Vielfalt der Natur im Wald greifbar: er öffnet die Augen für einen der wichtigsten Lebensräume unseres Planeten – auch einen der bedrohtesten.

Mehrere Trockenjahre in Folge haben bei uns in Deutschland immense Waldschäden sichtbar werden lassen. Davon sind besonders Fichten, Kiefern und nicht heimische Baumarten, vereinzelt auch Eichen und Buchen betroffen. Die Ursachen liegen jedoch nicht nur (wie vorschnell behauptet wird) im Klimawandel, sondern auch im Umgang mit den Wäldern seit 200 Jahren. »Mancher geht durch den Wald und sieht dort nichts als Brennholz,« beklagt bereits der vor über 100 Jahren verstorbene russische Schriftsteller Leo Tolstoi. Heute spielt die sog. »thermische Verwertung« von Holz als

vermeintlich »klimaneutraler Brennstoff« eine wieder zunehmende Rolle. Begleitet von einer weiteren Intensivierung der Holznutzung für vielfältige Zwecke: vom Baustoff für Möbel und Häuser bis hin zum Rohstoff für die Zellstoff- und Papierindustrie. Eine immer weiter umsichgreifende Ökonomisierung des Waldes, bei der auch die staatlichen Betriebe kräftig mitmischen.

Diese Entwicklung kritisiert Josef Reichholf in dem nun folgenden Essay. Er plädiert dafür, dass vor allem öffentliche Wälder in Zukunft auch öffentlichen, am Gemeinwohl orientierten Interessen dienen, nicht allein den holzwirtschaftlichen. Reichholf fordert konkret, Staatswald grundsätzlich aus der Nutzung zu nehmen.

Wie das gelingen könnte, wie im Gegenzug auch besonders schützenswerte Privatwälder zu schonen und der Umbau der Forste in zukunftsfähige Wälder vorzunehmen ist – dazu macht der nun folgenden Essay über »Die Zukunft unserer Wälder« von und mit Josef Reichholf konkrete Vorschläge. Entnommen in leicht bearbeiteter Form seinem Buch »Waldnatur«, das 2022 im Münchner oekom verlag erschienenen ist.

+++++

Essay von Josef H. Reichholf¹

Zukunftsfähig müssen sie werden, unsere Wälder, heißt es gegenwärtig geradezu mantrahaft. In ihrer derzeitigen Form und Baumartenzusammensetzung kommen sie mit dem Klimawandel nicht zurecht. Für viele Forste galt dies allerdings schon, seit sie angelegt worden waren. Denn gepflanzt wurden rasch wachsende Baumarten, allen voran die Fichte, ohne allzu viel Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie »standortgerecht« sind. Das war bei den Fichten kaum jemals im Flachland der Fall. Auch Laubbaumkulturen passten nicht überall, wo sie angelegt worden waren. Es ging vorrangig um die kommerziell gefragten Eigenschaften der Bäume, und nicht darum, ob langfristig stabile Wälder entstehen.

Das vielzitierte und hochgelobte Prinzip der Nachhaltigkeit, das von der Forstwirtschaft entwickelt worden war, betont lediglich den wirtschaftlichen Aspekt: dem vorhandenen Baumbestand nicht mehr entnehmen als im gleichen Zeitraum nachwächst. Das zu pflanzen, was von Natur aus passt, steckt *nicht* im Hans Carl von Carlowitz propagierten Nachhaltigkeitsgebot. In seinem Traktat *Sylvicultura oeconomica oder Hauswirthliche Nachricht und Naturgemäße Anweisung zur Wilden Baum Zucht* hatte er 1713 eine Waldwirtschaft gefordert, die eine »continuirliche, beständige und

¹ Der Essay ist – leicht überarbeitet und neu zusammengestellt – entnommen dem Buch von Josef H. Reichholf: *Waldnatur – Ein bedrohter Lebensraum für Tiere und Pflanzen*. oekom Verlag: München 2022, S. 9-12, 279-292.

nachhaltende Nutzung« ergebe. Aber mit welchen Bäumen an welchen Orten blieb bis in unsere Zeit unberücksichtigt. Gerade so als ob es sich beim Waldbau um nichts weiter als eine Form von Landwirtschaft handle, die lediglich mit längeren Zeitspannen bis zur Ernte zu kalkulieren hat.

Die Folgen wurden bereits vor hundert Jahren sichtbar, als neu gepflanzte Kiefern- und Fichtenbestände weithin von Insekten kurz und klein gefressen wurden, weil eine lange Reihe trockenwarmer Sommer den Raupenbefall begünstigt hatte. Nicht die Borkenkäfer, wie gegenwärtig, sondern vor allem die Raupen von Schmetterlingen verursachten die immensen Schäden. Für Borkenkäfer waren die Bäumchen noch viel zu jung, für die Raupen aber gerade ideal. So kam es zu ganzen Serien von Massenvermehrungen bei Schmetterlingen, die klangvolle Namen tragen, wie »Tannenpfeil« und »Schwammspinner«, oder gewöhnliche, die auf die Hauptfutterpflanze bezogen waren, wie »Kiefernspinner« oder »Kiefernsaateule«. Ihr gemeinsames Kennzeichen damals war, dass sogenannte Gradationen zustande kamen. Damit bezeichneten die Forstleute das mehr oder weniger regelmäßige Auftreten von Massenvermehrungen im Abstand weniger Jahre. Diese Kalamitäten sollten biologisch bekämpft werden: durch die Großen Roten Waldameisen oder die »Puppenräuber« genannten, goldgrün glänzenden Laufkäfer mit dem wissenschaftlichen Namen *Calosoma sycophanta*, aber auch durch die mit Zigtausenden von Nistkästen versorgten Singvögel. Letztlich beendet wurde diese Problematik allerdings erst durch Jahre mit feuchteren Sommern und kälteren Wintern.

Dass die in gleichaltrigen, auch genetisch sehr gleichartigen Beständen großflächig gepflanzten Bäume, dass die Monokulturen im Flachland den Kern der Problematik bildeten, wurde bei all dem offenbar weitestgehend ausgeblendet. Es sollte wachsen, was gebraucht und gewünscht wurde, nicht was zu den Standortverhältnissen passte. Auch die Neupflanzungen nach den massiven Übernutzungen der Forste im Zweiten Weltkrieg und unmittelbar danach erfolgten unter reinen Ertragsgesichtspunkten. Jahrzehnte mit überdurchschnittlich günstigen Niederschlägen und zumeist hinreichend kalten Wintern begünstigten die Forstwirtschaft, bis mit dem »sauren Regen« der 1970er- und 1980er-Jahre und dem sog. »Waldsterben« die Instabilität so gut wie aller forstlichen Monokulturen deutlich wurde. Aber man schob die Verursachung auf die Luftschadstoffe und lenkte davon ab, dass ein Großteil unserer Forste auf dafür unpassenden Standorten gepflanzt worden war. Dass es in den Stadtparks und in großen Gärten mit Bäumen weit weniger oder gar keine Schäden gab, blieb unberücksichtigt. Wie auch gegenwärtig wieder.

Die Forste sollen nun klimatauglich werden, nicht aber standorttauglich. Die ansonsten, insbesondere von Naturschützern vehement abgelehnten fremden Arten, die »Aliens«, gelten sogar als Helfer in der Not, weil sie, wie die Roteichen und die Douglasien aus Nordamerika, mit trockenerem und heißerem Sommerwetter besser zu recht kommen als die heimischen Eichen, Fichten und Kiefern. Standortgerechte

Baumbestände werden offenbar nicht als zukunftsfähig eingestuft, obgleich aus dem Forstbereich kommende Naturschützer immer wieder und äußerst nachdrücklich betont hatten, dass die (Rot-)Buche unser standortgemäßer, naturgemäßer Baum sei und Buchenwälder die natürliche Waldvegetation. Also verabschiedet sich die Forstwirtschaft zum Teil von den heimischen Baumarten und setzt auf die »Amerikaner« sozusagen, weil diese hohe Wuchseleistungen mit großer Witterungstoleranz verbinden.

Dass kaum heimische Tierarten an ihnen leben, spielt offenbar keine Rolle. Wie in der Landwirtschaft, insbesondere beim so rasch wachsenden und so ertragreichen Mais, sollen möglichst keine Tiere die Bestände »befallen«. Sie sind unerwünscht. Bis irgendwann welche Arten irgendwann aus den heimatischen Vorkommen die Neuanpflanzungen bei uns erreichen und Kahlfraß verursachen. Die Nordamerikaner haben dies mit aus Europa eingeführten, zunächst ganz prächtig gedeihenden Arten vielfach erlebt. Lehren daraus werden hier in Europa jedoch kaum gezogen. Die Forstwirtschaft hält lieber die Option offen, nötigenfalls doch wieder massiv mit Gifteinsatz gegen die Schädlinge vorzugehen. Das zeigt die Schwammspinnerkatastrophe der letzten Jahre in Nordbayern und in anderen Laubwaldregionen Mitteleuropas. Klimastabile Forste sind gewiss eine Notwendigkeit. Wie sie zusammengesetzt sein sollen, ist aber keineswegs einfach zu kalkulieren. Von der Gesellschaft werden hohe Subventionen gefordert. Diese sollten nicht leichtfertig gewährt werden.

Denn wenn die Wälder auch als CO₂-Senken wirksam werden sollen, muss man sie möglichst ungestört möglichst üppig und vielfältig wachsen lassen. Je mehr pro Fläche und pro Jahr wächst, desto stärker nimmt die CO₂-Speicherung zu. Dies ergibt sich schlicht und einfach aus der Photosynthesegleichung, und ebenso daraus, dass ein kräftig wachsender Wald entsprechend viel Sauerstoff freisetzt. Je mehr Baum- und andere Pflanzenarten am Wachstum mitwirken, desto höher fällt die Gesamtleistung aus. Jedoch strebt die Forstwirtschaft diese häufig nicht an. Klimastabile Forste werden daher nicht automatisch auch bestmögliche Senken für CO₂. Die Subvention des Umbaus von Forsten zugunsten höherer Stabilität bei weiterer Erwärmung des Klimas sollte dies berücksichtigen. Sonst landen wir – wie global vielerorts bereits geschehen – bei Eukalyptusplantagen als Ersatz für die Fichtenmonokulturen.

Bleiben wir beim Zuwachs im Forst. Dieser ist kein linearer Prozess. Es hängt vom Alter der Bäume und von ihrer Bestandsdichte ab, wie groß er ausfällt. Anfangs ist der Netozuwachs groß, aber da die Bäumchen noch klein sind, bleiben sie im Flächenertrag, etwa in der Holzmasse (oder »Festmeter« als forstübliches Maß), viel kleiner als bei einem Bestand, der sich gerade zum Hochwald hin entwickelt. Ist dieser »ausgewachsen«, nimmt der Zuwachs nur noch gering oder gar nicht mehr zu. Und im zusammenbrechenden, stark gealterten Bestand kann er »negativ« werden, also mehr CO₂ freisetzen, als durch das nur noch schwache Wachstum gebunden wird. Verständlich, dass Waldbesitzer dafür plädieren, eine intensive forstliche Nutzung mit der Phase des besonders starken Zuwachsgewinns zu verbinden, um die CO₂-Speicherung zu

maximieren. Denn wenn das entnommene Holz verbaut und nicht verheizt wird, wird letztlich mehr von diesem klimawirksamen Gas der Atmosphäre entzogen als beim Belassen im Wald.

Die Totholzstämme liegen jedoch Jahrzehnte, so man sie liegen lässt. Und speichern damit auch. Ohne dass Energie aufgewendet wurde für die Holzernte, den Transport und die Holzverarbeitung. Einfach zu behaupten, Ernten sei besser als im Wald belassen, ist daher ein durchaus hinterfragbares Argument. Es sollte hinterfragt werden, wenn es um die Holznutzung im Staatswald geht, weil das uns alle etwas angeht. Vor allem auch dann, wenn in der gebührenden Weise die anderen Waldfunktionen berücksichtigt werden. Dann stehen berechnigte Interessen der Erholungssuchenden (Mitbesitzer, wenn es um den Staatsforst geht) der rein wirtschaftlichen Holznutzung entgegen. Und da es um unterschiedliche Interessen aus unterschiedlichen Teilen der Bevölkerung geht, sollte abgestimmt werden, wie genutzt wird oder ob überhaupt die Nutzung stattzufinden hat. Das gilt auch zur Frage von Wildbestandsgröße, Verbiss und auf welche Weise gejagt werden soll. Denn auch als Jagdgebiet ist der Staatswald Gemeingut.

Anders sieht es selbstverständlich aus, wenn der Forst Privatwald ist. Die Sozialpflichtigkeit des Eigentums greift zwar auch in diesem Fall, aber kaum über das freie Betretungsrecht hinaus. Doch diese scharfe Sonderung ließe sich entschärfen. Es gibt viele Privatwälder, die sehr hochwertig sind, weil sie alte Bäume und reichlich Struktur enthalten, weil seltene Arten darin vorkommen oder weil sie die Quellregion von Waldbächen umschließen. Oder was auch immer die Besonderheit sein mag, die dazu führte, dass sie als Naturschutzgebiet ausgewiesen oder in ein solches mitintegriert worden sind. Die Nutzbarkeit wird dadurch für die Besitzer in aller Regel nicht beschränkt. Das kann sehr nachteilig für das Schutzziel sein und eventuell den Schutzzweck konterkarieren, wenn intensive Nutzung betrieben und aufgeforstet wird mit nicht standortgemäßen Bäumen. Leider ist dies kein Ausnahmefall.

Dafür käme eine einfache Lösung in Frage: Sollte in so einem Privatwald Nutzung beabsichtigt sein, ließe sich der Holzwert leicht ermitteln und aus Beständen des Staatsforstes tauschen. Da sich damit der Gesamtaufwand verringern würde, ergäbe sich eine Win-Win-Lösung. Besitzrechte müssten dabei nicht wechseln; der Holzertrag würde ausreichen. Viele Naturschutzgebiete könnten auf diese Weise enorm verbessert werden.

Ähnlich verfahren könnte man mit Verbisschäden. Werden sie in einem Schutzgebiet toleriert, kann aus dem Fundus des Staatsforstes ausgeglichen werden. Wasserschutzgebiete ließen sich auch auf diese Weise tauschen, und ein Überangebot an Holz verhindern, wie es zustande kommt, wenn Staatsforsten wie Privatbetriebe »schwarze Zahlen schreiben« sollen. Damit machen sie den Privatwaldbesitzern Konkurrenz. Sicher möchte nicht jeder Privatwaldbesitzer von intensiver Nutzung für den

Erholungsbetrieb betroffen werden. Flächentausch auf Zeit wäre auch hierfür die bessere Lösung. Die Staatsforsten rückten damit ins Zentrum des öffentlichen Interesses.

Rein rechnerisch eine Tasse Kaffee und dazu noch ein Brötchen pro Staatsbürger im laufenden Fiskaljahr positiv erwirtschaftet zu haben, kann im öffentlichen Interesse nicht das Ziel sein, auch wenn sich dies dank der Millionenzahl der Einwohner zu Millionenbeträgen hochrechnet. Die Gewinne pro Person bei Berücksichtigung aller Interessen und Ansprüche fielen ungleich höher aus. Positiver Nebeneffekt wäre, dass auch das Wild wieder sichtbarer würde. Notwendige Maßnahmen zur Bestandsverminderung lassen sich öffentlich ungleich besser nachvollziehen als bei der Demonstration eines verbissenen Tännchens, das ohnehin an unpassender Stelle aufwächst. In Stadtparks wird dies längst praktiziert. Aber wer hat schon einen größeren Stadtpark in fußläufiger oder leicht per Fahrrad erreichbarer Nähe?

Öffentlicher Wald sollte den öffentlichen Interessen dienen, nicht allein den holzwirtschaftlichen. Die Forderung ist daher sehr wohl angebracht, Staatswald grundsätzlich aus der Nutzung zu nehmen. Er sollte einfach weiter wachsen dürfen als Beitrag der Gesamtbevölkerung des betreffenden Landes gegen die Klimaerwärmung. Ausnahmen davon lassen sich rechtfertigen, wenn über das geschilderte Tauschprinzip im Privatwald mehr erreicht werden kann. Für die nächsten Jahrzehnte würde die Einstellung der Holzernte im Staatswald für alle Funktionsbereiche mehr bringen als ein Weiterlaufen der Nutzung wie bisher. Die Gesellschaft als Besitzer dieser öffentlichen Wälder kann und sollte dies auch mit Nachdruck fordern.

Von so einer Basis ausgehend, ließe sich in die Zukunft blicken und der Umbau der Forste in zukunftstaugliche Wälder vornehmen. Grundprinzip wäre, die neuen Wälder so naturnah wie möglich aufwachsen zu lassen. Hilfspflanzungen sollte nur vorgenommen werden, wenn keine Samenbäume in der Nähe sind, weil zu lange zu viel vom Forst auf Fichtenmonokultur ausgerichtet gewesen war, wo sich Buchen- oder Eichenwälder entwickeln können sollten. Es muss auch nicht mehr soldatisch in Reih und Glied gepflanzt werden. Die Ära der Harvester erfordert dies nicht. Und es sollten die Möglichkeiten von Kahlschlägen wieder in Betracht gezogen werden. Sie bieten so viel für die Tiere und Wildpflanzen. Sie ermöglichen einen schnelleren Wechsel von den Fichtenmonokulturen zu standortgerechten Misch- oder Laubwäldern als mit den Rückegassen, in denen viele Jahre lang so gut wie kein Bäumchen aufkommt, sondern nur Springkraut oder Brombeergestrüpp.

Der Wald der Zukunft sollte wieder vielfältig werden. Dazu muss der Staatsforst überzeugendes Vorbild abgeben. So lange dieser die Intensivnutzung betreibt und den Privatwaldbesitzern Konkurrenz beim Holzabsatz macht, wird sich kein nennenswerter Fortschritt in eine wärmere Waldzukunft erreichen lassen. Denn die Szenarien sagen substanzielle Erwärmung bis gegen 2050 voraus. Nach 30 Jahren ist ein neuer Wald noch sehr jung. Mit dem intensiven Umbau hätte bereits vor 40 Jahren begonnen

werden sollen, als mit dem Waldsterben der 1980er-Jahre das Ende des deutschen Waldes bis zum Jahr 2000 prognostiziert worden war.

Glücklicherweise lagen die Vorhersagen falsch. Vermutlich hatte man damals den Effekt der Düngung aus der Luft nicht beachtet, sondern nur die echten Luftschadstoffe betrachtet, die den Sauren Regen verursachen, und die gestiegenen Ozonwerte. Die kritischen Einwände international bekannter Botaniker der pflanzenphysiologischen Ausrichtung wurden nicht beachtet, weil sie nicht zum Zeitgeist der geradezu morbide betriebenen Diskussion über das Waldsterben passten. Nachdem dieses einen stillen Tod gestorben war und zu seinem vorhergesagten Ende um 2000 der Wald mehr Biomasse als zwanzig Jahre vorher enthielt, wurde es ruhig, obgleich die Waldschadenskartierungen praktisch unverändert hohe Werte ergaben. Nun stirbt er wieder, unser Wald, durch den Klimawandel. Und die Gesellschaft soll für den von den Waldbesitzern und den Staatsforsten unterlassenen Waldumbau mit Subventionen bezahlen.

Wiederum wird vorab »das Klima« beschuldigt, nun zwar nicht, weil es Ungutes auf den Wald hernieder schickt, sondern weil es wärmer wird. Daran ist zwar die ganze Menschheit beteiligt, und somit kein Schuldiger auszumachen. Aber umso mehr sollen wir uns als Schuldige fühlen. Kritische Fragen, ob die Trockenheit in bestimmten Regionen auch anderweitig mitverursacht sein könnte, etwa durch den exzessiven Maisanbau, der in den Sommermonaten gewaltige Wassermengen dem Boden entzieht und damit die Auffüllung der Grundwasservorräte nach sommerlichen Starkregen vermindert, werden nicht gestellt. Der Wasserhaushalt betrifft nicht allein den Wald, sondern die ganze Landschaft. Je mehr die Landwirtschaft durch die Wahl ihrer Kulturen Bodenwasser entzieht, desto mehr fehlt auch in den Wäldern. Und wenn diese, wie üblich, in Alterklassenforste aufgebaut sind, trifft der Mangel den Gesamtbestand. Im Sommer wird viel zu viel Wasser viel zu schnell aus der Landschaft abgeleitet, weil für die Landwirtschaft und von ihr die Bäche begradigt, Drainagen gelegt und Abflussertüchtigungen vorgenommen worden sind.

Eine faire Bilanz zur Verursachung von Wassermangel sollte diese Effekte mit einbeziehen, und nicht einfach »dem Klimawandel« die Schuld zuweisen – und damit die Schuldigen davor schützen, benannt und zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der Klimawandel ist die Begründung für alles geworden, was sich ändert. Er liefert die perfekte Ausrede dafür, nichts gegen die tatsächliche Verursachung zu unternehmen. Der Klimawandel hat das Verursacherprinzip lahmgelegt. Gerade deshalb sind die Aussichten für den Wald gar nicht so schlecht. Aus Bestandszusammenbrüchen wird Neues hervorgehen. Wald, der vielleicht sogar naturnäher gerät als es die Forste unserer Zeit noch sind.

Gute oder schlechte Aussichten? Viel hängt davon ab, welche Bewertung zugrunde liegt. So ist es doch gut, wenn mit Beweidung durch Großtiere, durch Heckrinder zum

Beispiel als rückgezüchtete Form des Urrindes, oder mit Pferden Landschaftspflege durchgeführt wird. Man muss das nicht Waldweide nennen; auch nicht die Beweidung der Almen, um sie offen zu halten. Zuwuchernde Bewaldung und der damit verbundene Verlust an Artenvielfalt sollen auf diese natürliche Weise verhindert werden. Stürme, die forstliche Monokulturen im dafür anfälligsten Alter treffen, werden de facto Kahlschläge erzeugen. Stürme kommen, ob mit oder ohne Klimaerwärmung. Das beweisen die vielen historischen Berichte.

Vieles wird der Gang der Zeit erzwingen, was gegenwärtig noch undenkbar oder verrückt erscheint, wie etwa die Tauschvorschläge zum Staatsforst, mit denen so viel erreicht werden könnte. Politische Kräfteverschiebungen bieten vielleicht den Ansatz, vielleicht erweist sich das System aber als widerstandsfähiger. Manches muss offenbar erst zugrunde gehen, bis Neues entstehen kann. Insgesamt bin ich zuversichtlich. Dafür gibt es objektive Befunde und subjektive Indizien. Objektiv ist zum Beispiel der Erfolg von Peter Wohllebens Büchern. Millionenaufgaben zum Thema Wald; wer hätte das gedacht! Wohllebens Wirken wird nicht folgenlos bleiben. Subjektiv, weil eigene Erfahrungen mit Forstleuten und Jägern dies bestätigten. Sie sind nicht »alle so« und es werden deren mehr, die sich aufgeschlossen den Anforderungen von Zeit und Gesellschaft stellen. Als Kind mochte man vielleicht Förster werden wollen. Die heutige Berufswirklichkeit ist davon weit entfernt. Aber es kann wieder werden, was mal war, auf neue und noch spannendere Weise: Wenn aus Forsten wieder Wälder werden.

+++++

Prof. Dr. Josef H. Reichholf ist Zoologe, Evolutionsbiologe und Ökologe, der einem breiten Publikum als Verfasser zahlreicher Sachbücher bekannt ist. 2005 wurde er mit der Treviranus-Medaille des Verbands deutscher Biologen ausgezeichnet, 2007 erhielt er für seine allgemeinverständlichen Beiträge zur Ökologie den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Von 1974 bis 2010 war er Sektionsleiter Ornithologie der Zoologischen Staatssammlung München. Reichholf war umfangreich im nationalen und internationalen Naturschutz tätig und führte langjährige Forschungen an Inn und Isar durch. An der Technische Universität München lehrte er 30 Jahre lang Gewässerökologie und Naturschutz. Zentrale Ergebnisse dieser langjährigen Beschäftigung mit dem Thema sind in sein 2021 erschienenen Buch »Flussnatur« eingegangen sowie in dem diesem Essay zugrundeliegenden, 2022 erschienen Buch zur »Waldnatur«.

- Josef H. Reichholf: Waldnatur – Ein bedrohter Lebensraum für Tiere und Pflanzen. oekom verlag, München 2022
www.oekom.de/buch/waldnatur-9783962383497.
- Josef H. Reichholf: Flussnatur – Ein faszinierender Lebensraum im Wandel. oekom verlag, München 2021
www.oekom.de/buch/flussnatur-9783962382858.
- Josef H. Reichholf: Das Rätsel der grünen Rose ... und andere Überraschungen aus dem Leben von Pflanzen und Tieren. oekom verlag, München 2011
www.oekom.de/buch/das-raetsel-der-gruenen-rose-9783865811943.
- Josef H. Reichholf: Stadtnatur – Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen. oekom verlag, München 2007 (Neuaufgabe in Vorbereitung)
www.oekom.de/buch/stadtnatur-9783865810427